









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Allpreussischen Zeitung“.

Nr. 147.

Elbing, den 27. Juni.

1891.

## Spätes Glück.

Roman von Friedrich Meißter.

11)

Nachdruck verboten.

XIII.

„Meine Baleska! Meine Einzige!“ rief Gerald innig. „Du lebst noch! Ich halte Dich an meinem Herzen! Jetzt mag das Vergste geschehen, ich lasse Dich nicht wieder!“

„Ich wußte, daß Du kommen würdest,“ erwiderte Baleska ruhig und zärtlich. „Ja, Liebster, jetzt mag das Vergste geschehen; wir dürfen wenigstens zusammen sterben!“

Ein lauter Tumult von Stimmen und Fußtrittten erhob sich draußen, und gleich darauf stürmte Gika mit einem Theil seiner Horde zur Thür herein. Die wüsten Gesellen umringt die Liebenden und brachen dann in ein rohes schallendes Gelächter aus.

„Ja, ja,“ rief Gika höhnlisch aus, „man sollte nicht meinen, was so ein hübsches Dämchen für eine Vogelspeise ist! Der Vogel war kaum davon geflogen, da kommt er auch schon wieder ganz blind und toll vor Liebe in den Käfig zurück! Hahaha!“

Dann aber änderte er seinen Ton.

„Wo ist der verrätherische Hund, der Demos, der Sie hierher geführt hat? Und wenn er so viele Leben im Leibe hätte, wie Haare auf dem Kopfe, er sollte mir jedes einzelne unter tausend Folterqualen hergeben!“

Bei der Erwähnung des ungetreuen Zwerges stieß die Horde ein wildes Nachgeschrei aus.

„Sie haben ihn ohne Zweifel fortgeschickt, uns den Truppen zu verrathen,“ fuhr Gika fort, „aber merken Sie auf! So wahr ich lebe, sowie der erste Schritt der heranahenden Soldaten lautbar wird, sind Sie beide des Todes!“

„Bravo, Gika!“ rief die Bäuerin. „Tödt die beiden! Aber tödt sie gleich jetzt, hörst Du, Gika? gleich jetzt!“

„Vulga hat recht!“ stimmte die Horde bei. „Mach' ein Ende mit ihnen, Gika!“

„Hört mich, Ihr Leute!“ erhob Gerald seine klare durchdringende Stimme. „Bedenkt wohl, ehe Ihr Euch hinreißen laßt. Ermordet Ihr uns, so kommt Ihr nicht nur um Euer Lösegeld, sondern die Regierungen unseres Landes, so wie die des Euren, werden dann auch nicht

eher ruhen, bis Ihr ausfindig gemacht und von der Erde vertilgt worden seid. Man wird Euch auszrotten, wie eine Schaar reißender Wölfe. Die Jagd dauert vielleicht Jahre, aber sie muß mit Eurer völligen Vernichtung enden!“

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf die Briganten und ihren Häuptling nicht.

„Wenn man uns auch auszrottet,“ versetzte Gika trotzig, „so werden wir wenigstens nicht allein fallen.“

„Aber ist's denn nöthig, daß es so weit kommt?“ erwiderte Gerald, der nur an Baleskas Leben dachte. „Eine gegenseitige Gefahr muß vernünftigerweise die Bürgschaft für eine gegenseitige Sicherheit sein, meinen Sie nicht auch, Herr Kapitän?“

„Gewiß,“ gab der Bandit zögernd zu. „Wer aber kann den Versprechungen jener Herren Glauben schenken? Uns Geächteten gegenüber wird kein Vertrag gehalten.“

„Ein Vertrag, den wir abschließen, wird uns stets heilig sein.“

„Jawohl,“ sagte der Häuptling höhnlisch, „so lange, bis es Ihnen gefällt, ihn wieder zu brechen. Wir kennen die Treue, welche der Mächtige dem Schwachen gegenüber zu halten pflegt, und wir wollen uns nicht am Narrenseil führen lassen.“

Er zog sich mit einigen aus der Horde in eine Ecke zurück, um hier leise und eifrig mit denselben zu verhandeln.

„Hören Sie jetzt unseren Beschluß,“ wendete er sich hiernach wieder an Gerald. „Sie schreiben auf der Stelle einige Zeilen an den Führer der türkischen Truppen und theilen ihm darin mit, daß jede Vorwärtsbewegung seinerseits Ihren und dieser Dame sofortigen Tod zur Folge haben werde. Es soll dies einen Waffenstillstand zwischen uns herbeiführen.“

Gerald warf einen Blick auf Baleska und willigte dann ein, die verlangten Zeilen so niederzuschreiben, wie Gika ihm dieselben diktirte. Gleich darauf machte sich einer der Banditen auf den Weg, um einen Boten aufzutreiben, der das Schreiben an seinen Bestimmungsort bringen sollte.

Noch einmal traten die Räuber zu einer langen Berathung zusammen und dann gingen sie nach verschiedenen Himmelsrichtungen auseinander, um die Bewegungen des Feindes zu überwachen und gegen einen plötzlichen Ueberfall auf der Hut zu sein.

Gika, Vulga und Bazarjil blieben allein zurück.

„Ich werde Mademoiselle Deiner Obhut anvertrauen, Vulga,“ sagte der Häuptling mit einem finsternen, ausdrucksvollen Blick auf seine Freundin. „Du wirst Dich der Dame nach Gebühr annehmen.“

„Wie Du befehlst, Gika,“ erwiderte die junge Bäuerin, ihm den Blick zurückgebend. „Du weißt, daß Du Dich auf mich verlassen kannst.“

„Und Du, Bazarjil, hast mir für den Herrn dort einzustehen,“ fuhr der Häuptling fort. „Bei dem ersten Flintenschuß, den Du draußen vernimmst, töddest Du beide auf der Stelle. Hast Du mich verstanden?“

„Ich habe Dich verstanden.“  
„Ihr Leben hängt mithin von jetzt an von Euren guten Freunden ab,“ schloß Gika, zu Gerald gewendet. „Unser Waffenstillstand dauert so lange, bis die ihn brechen.“

Damit ging er hinaus und ließ den vier-schrötigen Bazarjil als Wächter oder Henker zurück, je nachdem der Gefangenen Geschick sich gestalten würde.

Vulga setzte sich der armen Baleska gegenüber wie eine Rahe auf die Bauer, wobei sie dieselbe mit ihren haßerfüllten Blicken verschlingen zu wollen schien. Die junge Dame bewahrte jedoch vollständig ihre äußere Ruhe und nahm von der Gegenwart der andern nicht die mindeste Notiz.

Geralds Herz aber wurde schwer und bang, wenn er der Geliebten gedachte, die ja nur um seinetwillen sich in diese Gefahr begeben hatte; seine Befürchtungen und seine Hoffnungen galten nur ihr. Und doch war ihm auch sein Leben jetzt lieber als je zuvor, vielleicht weil sein Ende so nahe bevorzustehen schien.

Würde das Fөгelged eintreffen? Würden Baleskas Angehörige im Konsulat, würden seine Freunde in der fernern Heimath die Mittel zu ihrer Befreiung aufbringen? Oder würden die Truppen einen entschlossenen Vorstoß machen und die Räuber überrumpeln? Ab und zu wendeten sich seine Gedanken zu dem alten Herrn in dem fernern Schlosse am Weiher, und dann zog jedesmal eine eigenthümliche Behmuth durch sein Herz. Er hätte niemals geglaubt, daß das Andenken an den Onkel ihm so lieb und theuer werden könnte. Wenn es ihm beschieden war, hier zu sterben, dann blieb der alte Mann ganz allein und völlig vereinsamt zurück.

„Aber ich will noch nicht sterben!“ murmelte er wie in verzweifltem Entschluß. „Ich will leben, leben um seinetwillen, und um ihretwillen, die Alles für mich auf's Spiel gesetzt hat!“

Wenn die beiden jungen Leute sich nicht unter der fortwährenden Beobachtung ihrer Wächter befunden hätten, dann würden sie wahrscheinlich unter tausend Lieblosungen und Hand in Hand und Herz an Herz das Ende dieser kritischen Stunden abgewartet haben. So

aber saßen sie einander gegenüber mit der stoischen Ruhe von Indianern, die an den Marterpsahl gefesselt sind, und setzten nur wechselten sie einen Blick, der von den Empfindungen ihres Innern redete.

So waren zwei Stunden vergangen.

Großer Gott! Sollte wirklich keine Hilfe kommen? Unablässig waren die drohenden, haßerfüllten Blicke der Wächter auf das bedauernswerthe Paar gerichtet.

Wieder verstrich eine Stunde.

Die Minuten schienen sich zu Ewigkeiten auszudehnen. — — — — —

„Horch! Was war das?“

Schüsse knallten, erst vereinzelt, sogleich aber in Schnellfeuer übergehend.

Der Augenblick war gekommen! Statt der Friedensbotschaft ein Todesurtheil — Henker und Verurtheilte standen sich Auge in Auge gegenüber!

Bazarjil riß seinen Yatagan aus der Scheide, allein, ehe er den tödtlichen Streich führen konnte, war Gerald ihm an die Kehle gesprungen und hatte den Kampf um Leben und Tod ausgenommen.

In demselben Moment hatte sich auch Vulga auf Baleska gestürzt, aber die wilde Rahe des Balkans gewährte bald, daß die vornehme junge Dame ihr völlig gewachsen war. Zum Glück fehlte der jungen Wilden jegliche Waffe, sonst wäre das Ringen bald entschieden gewesen. So aber hielt Baleska ihre Gegnerin kräftig gepackt, jede Muskel ihres schlanken, prächtig entwickelten Körpers spannte sich wie zu Stahl und so wandten sich die beiden umeinander, wie junge Panther, und keine wollte der andern weichen.

Inzwischen rangen Gerald und Bazarjil mit gigantischer, leuchtender Anstrengung auf Tod und Leben, sie wälzten sich auf dem Erdboden, sie rollten hierhin und dorthin, wobei bald der eine, bald der andere die Oberhand gewann, und jeder strebte danach, die Waffe in seinen ausschließlichen Besitz zu bringen.

\* \* \*

Während dieser Verzweklungskampf in der Hütte tobte, nahm draußen das Gefecht fortwährend an Heftigkeit zu.

Die Truppen hatten, von dem Zwerge geführt, auf heimlichen Pfaden den Schlupfwinkel der Briganten erreicht und umstellt; die Streifpatrouillen der Geächteten zogen sich Schritt für Schritt, von Felsblock zu Felsblock und von Busch zu Busch unter stetigem Feuern zurück, bis endlich die Horde sich von allen Seiten eingeschlossen, und in einer Falle sah, aus der kein Entrinnen mehr möglich war.

Gerald hatte nach langem Kampfe seinen Gegner mit einem fürchterlichen Faustschlage bewußtlos niedergestreckt.

Als Vulga dies wahrte und sich nun zwei Angreifer gegenüber sah, ließ sie Baleska los und eilte wie eine versagte Tigerin unter

dem kreischenden Rufe: „Gika! Gika! Zu Hilfe!“ zur Thüre hinaus.

Gerald und Baleska folgten ihr, Ersterer mit Bazarjiks Datagan in der Faust.

„Halte Dich dicht zu mir, Liebste,“ sagte er. „Fürchte nichts, Niemand soll Dich jezt wieder von mir reißen!“

Kaum im Freien angelangt, sahen sie sich Gika und Vulga gegenüber.

Wüthend stürzte der Brigant auf den jungen Mann los.

„Verräther!“ schrie er ihn an. „Sie, nur Sie haben uns in diesen Hinterhalt gelockt! Dafür müssen Sie sterben!“

Mit diesen Worten drückte er seine Büchse auf Gerald ab, dieser jedoch warf sich blitzschnell zur Seite und der Schuß ging fehl.

Fluchend zog jezt der Hauptmann seinen Säbel und drang auf Gerald ein, der zu seiner Bertheidigung den langen Datagan erhob.

Die Gegner waren einander gewachsen. Baleska trat zur Seite, lehnte sich an einen Pfosten der Hütte und schaute den Kämpfenden ernst und schweigend zu.

Vulga dagegen befand sich in wüthender Erregung.

„Schlag ihn tot, Gika!“ schrie sie unaufhörlich. „Schlag ihn tot!“

Dabei sprang und trippelte sie bald vorwärts und bald rückwärts, je nachdem die Streiter ihre Stellungen wechselten.

Siebz, Stoß und Abwehr folgten einander immer schneller und hitziger, und zugleich zog sich auch der Gewehrkampf draußen immer näher um die Hütte zusammen.

Plötzlich brach Gerald's Klinge unter einem Schlage des Brigantenhäuptlings kurz ab, so daß er nur das leere Heft in der Hand behielt. Wehrlos stand er jezt dem rachedurstigen Menschen gegenüber.

Schon erhob derselbe das Schwert zum Todesstreich, da warf sich blitzschnell eine Gestalt mit ausgebreiteten Armen zwischen ihn und sein Opfer. Es war Baleska.

„Tödtet Sie mich zuerst!“ rief sie entschlossenen Muthes und blitzenden Auges.

„Ja, Gika, thu's,“ schrie Vulga, „schlag' sie Beide tod! Das Weibsbild zuerst und dann den Mann! Schlag zu, Gika, schlag zu!“

Bei dem Anblick dieses schönen, so todesmuthigen Gesichtes regte sich ein männliches Empfinden in der Brust des Geächteten und zögernd trat er einen Schritt zurück. Dieser Moment der Unentschlossenheit rettete Baleskas Leben, denn unmittelbar darauf wurde die flache Hügelkuppe, auf welcher das Häuschen stand, von den zurückstehenden Banditen und den siegreich nachdringenden Truppen in wirrem Gewimmel überflutet.

Das Triumphgeschrei der Türken, die Verzweklungsrufe der Banditen, die Schüsse und das Klitzen der Waffen erinnerte Gika an die ihm selber drohende Gefahr.

Er wendete sein Antlitz dem Feinde zu und seine Augen sprühten Blitze, als er in den Reihen desselben die häßliche grinsende Maske des Zwerges, seines ehemaligen Sklaven, erblickte.

Wie ein Rasender sprang er auf denselben zu, mit übermenschlicher Kraft die türkischen Soldaten nach allen Seiten zurückwerfend; weit holte er aus und mit einem einzigen Siebe spaltete er den Kopf der elenden Mißgestalt bis auf die Halswirbel. Im nächsten Augenblick stürzte er selber, von Bajonettstichen durchlöchert wie ein Sieb, entseelt zu Boden. Mit einem durchdringenden Wehruf, der das Kampfgetümmel weithin überlängte, wankte Vulga herzu, eine verirrte Kugel hatte sie getroffen und jezt warf sie sich auf den Körper ihres Geliebten, um mit diesem vereint von hinnen scheiden zu können.

Noch einmal entbrannte das Gefecht zu fürchterlicher Heftigkeit. Die Geächteten kämpften den letzten Rachekampf gegen die Zivilisation und die bürgerliche Ordnung; sie kämpften wie die wilden Bestien, mit Waffe und Zahn, mit Faust und Inß, Pardon wurde weder verlangt, noch gegeben.

Inmitten des Pulverdampfes, wo er am dichtesten war, tauchte jezt die hohe, hagere Gestalt des Grafen Kleist vom Weither auf.

„Mein Gott! Täuschen mich meine Augen?“ rief Gerald in starrem Erstaunen. „Baleska sieh, dort drüben! Das ist mein Onkel Hektor!“

Mit geschwungenem Degen stürmte der Graf auf einen noch immer fest geschlossenen Haufen der Banditen zu, im Laufschrift gefolgt von einer Abtheilung der Truppen.

Die Banditen überschütteten die Anstürmenden mit einem Kugelregen. Noch einmal schwang der Graf den Degen hoch über seinem Haupte, sein Schritt aber war wankend geworden und nur mühsam hielt er sich aufrecht.

„Hektor!“ rief er. „Mein Knabe! Mein Sohn! Dank sei Gott, Du bist gerettet!“

Schwer getroffen stürzte er zu Boden, gerade in dem Augenblick, als der Sieg überall entschieden war.

Zugleich mit ihm wankte und fiel auch Baleska; so lange Gefahren sie umdroht hatten, war ihr muthiges Herz standhaft geblieben, jezt aber vermochten die überreizten Nerven die Anspannung nicht mehr zu ertragen; sie stieß einen Ruf aus, der wie ein Freudenschrei klang, und sank beinnungslos in die Arme des Geliebten.

#### XIV.

Gustav Lindström war so bedachtam gewesen, einen berittnen Eilboten nach dem russischen Konsulat zu senden, um daselbst den glücklichen Ausgang der Expedition zu verkünden.

Diese Nachricht erfüllte das Haus mit größter Freude und man traf sogleich die umfassendsten Vorbereitungen zum würdigen Empfange Baleskas, Gerald Brands und der tapferen Befreier derselben.

In dem weiten, viereckigen Hofraum des Konsulatsgrundstücks wurden lange Tafeln hergerichtet, auf welchen Krüge mit kühlem Scherbet, Pyramiden köstlicher Früchte, Brod und andere Erfrischungen der ankommenden Gäste harrten.

Das Fräulein Eleonore von Reimar war die Seele aller dieser Vorbereitungen. Die frohe Erwartung hatte ihren schönen blauen Augen einen neuen Glanz, ihren Wangen einen frischen, rosen Hauch verliehen. Sie eilte leichtfüßig und geschäftig hierhin und dorthin; für jeden hatte sie ein freundliches Wort und ein schelmisches Lächeln — sie schien mit einem Schlage wieder jung geworden zu sein.

Der Professor gewahrte diese Verwandlung mit einem Erstaunen, welches stark an enthusiastische Bewunderung grenzte.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte der kleine Mann zu seinem Gastfreunde, dem Konsul, „es ist doch höchst merkwürdig, daß ich heute erst bemerke, was für ein prächtvolles Weib Ihre Schwester doch eigentlich ist! Ich muß wahrhaftig bisher blind gewesen sein! Ich versichere Ihnen, werthester Freund, daß ich mich thatsächlich wieder in meine besten Jünglingsjahre zurückversetzt fühle, wenn ich das reizende Geschöpf auch nur ansehe! Wenn ich — äh — wenn ich genau wüßte, daß ich auf eine zustimmende Antwort rechnen dürfte, so — äh — so möchte ich . . .“

„Geben Sie sich keine Mühe, Professor,“ entgegnete Herr von Reimar lachend. „Geben Sie sich keine Mühe, Sie würden sich einen mächtigen Korb holen! Gar keine Aussicht, lieber Freund, weder für Sie noch für einen Anderen! Unmöglich, absolut unmöglich, sage ich Ihnen.“

„Wie immer,“ sagte der Professor trübselig. „Das ist nun mal mein Pech. Ich bin allemal einen Posttag zu spät gekommen.“

Der Konsul aber gewahrte die ungewöhnliche Erregung seiner Schwester mit mehr Besorgniß als Freude, da er aus Erfahrung annehmen zu müssen meinte, daß eine ebenso starke Reaktion nicht ausbleiben würde.

Die Erwarteten zeigten sich noch immer nicht.

Die Sonne war längst untergegangen und Finsterniß lag bereits rings über allem Lande. Der dicke Pascha, den man selbstverständlich gleich zuerst eingeladen hatte, saß im Zimmer des Hausherrn auf dem Divan und schmauchte den unvermeidlichen Tschibuk; der Konsul und der Professor rauchten Zigarretten und unterhielten den Türken auf Französisch mit allerlei Neuigkeiten aus dem Abendlande, von denen der rechtgläubige Herr allerdings nur sehr wenig verstand.

Fräulein Eleonore schwebte wie ein Engel des Friedens herein und wieder hinaus und spendete Kaffee je nach Geschmack und Be-

gehrt hörte man in der Ferne den marschmäßigen Takt der Trommeln.

Flink wie ein Reh sprang sie zur Thür, gefolgt von dem Professor. Der Konsul mußte noch zurückbleiben, um zunächst dem dicken Pascha auf die schwachen Beine zu helfen.

Gleich darauf wimmelte der weite Hofraum von Fackelträgern, Dienern und Soldaten.

In der Mitte der letzteren gewahrte man eine aus Baumstäben hergerichtete Tragbahre, auf welcher ein mit einem Militärmantel bedeckter Mann ausgestreckt lag.

Fräulein von Reimar und Waleka fielen einander in die Arme und begrüßten sich mit Thränen und Küßen. Hector-Gerald schüttelte dem Konsul und dem Professor die Hände und stellte den Herren seinen Freund Gustav Lindström aus Stockholm vor.

Pöblich unterbrach er sich in seinen lebhaften Freudenäußerungen.

„Gott wolle mir verzeihen!“ rief er. „In dem Vergnügen des Wiedersehens vergesse ich ja wohl ganz meinen Wohlthäter und Retter!“

Schweigen verbreitete sich ringsumher, als der junge Mann mit diesen Worten auf die Tragbahre zuellte und mit zärtlichster Behutsamkeit den Mantel zurückschlug.

Das rothe Licht der Fackeln fiel auf das bleiche Antlitz des anscheinend leblosen Graf Kleist vom Weiser.

Beim Anblick dieser in ihrer Regungslosigkeit noch so martialischen Züge, dieses weißen, blutbefleckten Haares, stieß das Fräulein von Reimar plötzlich einen durchdringenden Schrei aus und viel ohnmächtig nieder in den Sand.

Es entstand eine allgemeine Bewegung. Man hob die Dame auf und schaffte sie in Begleitung des Konsuls und ihrer Nichte auf ihr Zimmer, während zugleich der Graf Kleist in dem Gemach unterbracht wurde, welches vorher sein Neffe bewohnt hatte.

Die Soldaten zuckten in orientalischem Gleichmuth die Achseln, murmelten „Allah ist groß“ und machten sich dann mit solcher Energie über die Erfrischungen her, daß nach Verlauf einer Stunde, als sie wieder marschfertig standen, keine Spur von denselben mehr vorhanden war.

Gleich nach dem Abzug der Truppen erschien der Arzt, den der Konsul in seinem Fuhrwerk aus Philippopol hatte herbeiholen lassen. Derselbe untersuchte den noch immer bewußtlosen Verwundeten mit größter Sorgfalt und entfernte zwei Kugeln, von denen die eine das Schlüsselbein, die andere den rechten Oberarm zerschmetterte hatte. Die Verletzungen waren schwer, aber nicht absolut gefährlich. Nach Anlegung der Verbände eruchte der Arzt Gerald, ihn zur Stadt zu begleiten und die nöthigen Medikamente wieder mit hinauszunehmen.

(Schluß folgt.) 2